

»Ostdeutsches Christentum« – »ostdeutscher Islam«? Überlegungen zu Kontexten von Religionsdebatten

Daniel Cyranka

Ausdrücke wie »Ostdeutschland«, »Religion«, »Religionslosigkeit«, »Atheismus« etc. sind diskursiv hoch aufgeladen. Gleichzeitig ist auszumachen, dass die damit verbundenen Positionen, Zuschreibungen und erzeugten Felder intensiv miteinander verwoben und voneinander abhängig sind. Diese Verwobenheit umfasst auch das Stichwort »Islam«. Alle diese Felder erweisen sich bei näherer Betrachtung als voneinander abhängig, bzw. bedingen sich gegenseitig. Während die eine Größe (Muslime) als auf das Thema »Religion« festgelegt erscheint, wird die andere Größe (Ostdeutsche) gewissermaßen als gegenteilig inszeniert, als »Nicht-Religion«. Das Thema »Ostdeutschland« erscheint im christlich-muslimischen Dialog dementsprechend auch im Zusammenhang mit »Atheismus und Konfessionsfreiheit«.

Mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops möchte ich Kontexten von Religionsdebatten insofern etwas auf die Spur kommen, als ich vor diesem Hintergrund zwei Fragen miteinander verbinde. Zum einen, ob es so etwas wie »ostdeutsches Christentum« gibt, geben kann oder geben »darf«, zum anderen, ob es so etwas wie »ostdeutschen Islam« gibt, geben kann oder geben »darf«. Es geht mir um die diskursiven Bedingungen des Themas in der Öffentlichkeit und in den (kontextuellen) Theologien. Das Feld scheint nach zwei Seiten hin Zuspitzungen aufzuweisen: Im Sinne von völliger Bestimmung durch »Religion« auf der einen und völliger Bestimmung durch »Nicht-Religion« auf der anderen Seite. Dies grenzt das Religionsthema in Deutschland diskursiv ein und produziert Umgangsmöglichkeiten für eine gedachte Mehrheit der Deutschen, die beiden Gruppen nicht angehören. Dieser Vorgang erzeugt gesellschaftliche Normen und Identitäten, an denen Gruppen segmentiert und klassifiziert werden. Dies wiederum fixiert starre gesellschaftliche Trennungen. Dem möchte ich möchte ich dadurch begegnen, dass diskur-

sive Markierungen als solche sichtbar gemacht und Blicke auf die Fluidität der Aushandlungsprozesse geöffnet werden. Der Ausgang ist für mich offen, und darum scheint mir dieses Forum eine gute Austausch- und Erprobungsmöglichkeit zu sein.

1. »Ostdeutschland«

Das Thema »Osten« bzw. »Ostdeutschland« scheint im Jahr 30 nach der friedlichen Revolution besonders virulent zu sein. Die Reihe der Feuilletonbeiträge und sonstigen publizistischen Äußerungen ist kaum mehr zu überblicken. Vielfach vermischen sich tages- oder wahlpolitische Optionen mit soziologischen Einsichten, literarischen Verarbeitungen oder der einen oder anderen Form von Zeitzugenschaft. Nicht immer berühren sich die diversen Äußerungsebenen und Absichten in angemessener Weise.

Mit Blick auf die Frage »Was ist der Osten?« geht es mir vor allem darum, *wie* das Thema zur Sprache gebracht wird. Denn »Ostdeutschland« als heute verwendete Chiffre scheint mir ein relativ junges Phänomen zu sein. Nach dem Ende der Diktatur in der DDR und der späteren Wiedervereinigung haben viele Beschreibungen und Namen den sogenannten »Osten« markiert. Historische Bezüge sind die SBZ, die DDR, die kurz bestehende demokratische DDR mit ihren dann wiedergegründeten Ländern, die schließlich am 3. Oktober 1990 der Bundesrepublik Deutschland beitraten. Die »fünf neuen Länder« oder auch die »ostdeutschen Bundesländer« sind, so meine ich, nicht einfach dasselbe wie die »ehemalige DDR«. Auch scheinen sich mir die Referenzen für Bezeichnungen wie »Bürger der ehemaligen DDR« oder »ehemalige DDR-Bürger« durchaus zu unterscheiden. Was ist mit »ehemalige DDR« genau gemeint? Wer oder was sind »ehemalige DDR-Bürger« und wo befinden sie sich diskursiv? Nur im »Osten«, aus der DDR (oder später) ausgereist im Westen, oder überall? Die Referenzen sind vielfältig und nicht klar, und es werden nicht immer dieselben Bilder erzeugt. Dennoch ist verstärkt, und meiner Wahrnehmung nach homogenisierend und ethnifizierend, von »Ostdeutschland« und von »Ostdeutschen« die Rede.

Selbstverständlich gibt es wahrnehmbare Unterschiede zwischen Gebieten der ehemaligen DDR und anderen Gegenden Deutschlands – etwa in statistischer Hinsicht bei Wirtschaftsfaktoren, privatem Vermögen oder bei Migrationsfaktoren. Mit der in diesem Sinne jungen Bezeichnung »Ostdeutschland« erscheint allerdings so etwas wie eine einheitliche Größe mit entsprechender Bevölkerung. Im Sinne der imagi-

nären Geographie, die ein diskursives Phänomen ist,¹ wird ein abgegrenzter Raum bezeichnet und gleichzeitig eine Gesellschaft, die sich disparat zusammensetzt, nunmehr als homogene Entität mit einem Namen belegt und damit erzeugt. Das bedeutet, dass physische, politisch-kulturelle und diskursive Geographie, die Erzeugung von Räumen und Orten, sich überschneiden. In diesem Sinne erzeugen derartige Zuschreibungen soziale Räume: Religion macht Raum – Nicht-Religion auch.²

2. Religion in »Ostdeutschland«

In den vergangenen Jahren wurde verschiedentlich darüber geforscht, berichtet und debattiert, welche eklatante religionsstatistische Unterschiede zwischen Sachsen-Anhalt sowie weiteren neueren Bundesländern und anderen Teilen Deutschlands und der Welt bestehen. Das Gebiet der ehemaligen DDR wurde seit den 1990er Jahren zusammen mit Estland und Tschechien als religiös exzeptionelle Zone beschrieben.³

Unter dem Gesichtspunkt, dass Religionen eine geringere Rolle spielen, wird »dem Osten« damit gleichzeitig kollektive Religionslosigkeit eingeschrieben. Der so apostrophierte Raum erscheint in den Debatten zum Beispiel als »Missionsgebiet« oder als »Republik der Heiden«, wie es jüngst in einer Zeitung hieß.⁴

-
- 1 Ich setze das Thema »imaginäre Geographie« voraus, wie *Edward Said* es bereits 1978 beschrieben hat; vgl. *Edward Said*, *Orientalismus*, Frankfurt a. M. 2012; zuerst engl.: *Orientalism*, New York 1978. Auf die gegenwärtige Diskussion raumtheoretischer Aspekte kann hier nur verwiesen werden.
 - 2 Vgl. meinen Beitrag: Von der »protestantischen Revolution« in den »religionslosen Osten«. Überlegungen zur Macht von Repräsentationen, in: *Daniel Cyranka/Henning Wrogemann* (Hg.), *Religion – Macht – Raum. Religiöse Machtansprüche und ihre medialen Repräsentationen*, Leipzig 2018, 141–154.
 - 3 Vgl. etwa diverse Tagungen und Publikationen der 1995 wiedergegründeten Sektion Religionssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: *Klaus Hartmann/Detlef Pollack*, *Gegen den Strom. Kircheneintritte in Ostdeutschland nach der Wende*, Opladen 1998; *Detlef Pollack/Gert Pickel* (Hg.), *Religiöser und kirchlicher Wandel in Ostdeutschland 1989–1999*, Opladen 2000; *Christel Gärtner/Detlef Pollack/Monika Wohlrab-Sahr* (Hg.), *Atheismus und religiöse Indifferenz*, Opladen 2003. Auf die seither erschienene große Menge an Literatur zu diesem Thema kann hier nur verwiesen werden.
 - 4 Vgl. *Christian Eger*, *Republik der Heiden*, in: *Mitteldeutsche Zeitung* 21 (18. Januar 2018). Mit dieser Benennung ist eine solche »Republik«, dieses

Missionsgebiete sind üblicherweise von Abständigkeit in Religionsfragen geprägt, sie sind im Sinne der klassischen, vom Historismus geprägten Meistererzählung etwas, das es durch handelnde Subjekte (»Missionare«) zu bearbeiten gilt. Die damit geltend gemachte Abweichung von einer religiös-gesellschaftlichen Norm wird im Moment ihrer sprachlichen Fixierung immer wieder neu gesetzt. Ein Missionsgebiet ist keine naturwüchsige Größe, sondern es wird zu einem solchen erklärt, es wird diskursiv etabliert und geformt.

Die Formung der als homogene Entität inszenierten Größe »Ostdeutschland« impliziert mit Blick auf die mich als Religionswissenschaftler wie als Theologe interessierende Religionsthematik eine typische Religionslosigkeit eines typischen Ostens.⁵

Darüber hinaus findet sich seit 1990 die Tendenz zu systemisch kollektiven Erklärungsmustern, z. B. eines kollektiven »Gefühlsstaus«, den ein bekannter Psychotherapeut 1990 in einem viel diskutierten Buch für den gesamtdeutschen Markt der Bevölkerung der bis zum Oktober 1990 existierenden DDR diagnostizierte.⁶

Ähnliche Beobachtungen lassen sich vielfach machen, wie bereits vor einigen Jahren aus politikwissenschaftlicher Perspektive unter dem Stichwort »symbolischer Ausländer« zusammenfassend vorgelegt wurde.⁷ Es ist seit den 1990er Jahren also häufig von kollektiven Eigenarten die Rede, die deskriptiv oder auch selbstbehauptend als »typisch ostdeutsch« inszeniert und damit manifestiert werden.

Ich habe neulich in einem kleinen Beitrag die Zuschreibung typisch ostdeutscher Religionslosigkeit mit »Plattenbauten« verglichen, die es ausschließlich in der DDR gegeben zu haben scheint, was gegen jede vernünftige Erfahrung spricht. Zu Gesicht kamen sie mir einmal wieder in Stuttgart, als ich das Theologische Forum Christentum – Islam besuch-

»Missionsgebiet«, im bereits mittelalterlich verwendeten Paradigma von Juden, Christen, Muslimen (»Mahometanern«) und Heiden klar verortet. Allerdings wurde den Heiden traditionell so etwas wie Gottgläubigkeit oder »natürliche Religion« zugeschrieben.

5 Vgl. meinen Beitrag: Typisch ostdeutsch? Repräsentationen von »Religion« und »Nicht-Religion«, in: *Katja Thörner/Martin Thurner* (Hg.), *Religion, Konfessionslosigkeit und Atheismus*, Freiburg i. Br. 2016, 159–175.

6 Vgl. *Hans-Joachim Maaz*, *Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR*, Berlin 1990. Die dritte Auflage dieses Buches erschien 2018 im Münchener Verlag C.H. Beck.

7 *Rebecca Pates/Maximilian Schochow* (Hg.), *Der »Ossi«*. Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer, Wiesbaden 2013.

te.⁸ Wie viele andere Themen wird auch der Plattenbau als ästhetisches, wohnungs- oder sozialpolitisches Problem in den symbolischen Osten verschoben, als gäbe es betongefertigte Trabantenstädte nicht auch in anderen Gegenden Deutschlands und der Welt.

Für Kirchen und Religionsgemeinschaften ist die diskursive Erzeugung des typisch religionslosen Ostens ein problematischer Prozess. Ein sich religiös verstehender Zeitgenosse hat es da eher schwer, denn »typisch ostdeutsch« ist vieles. Aber religiös zu sein, gehört nicht dazu. »Ostdeutsche Religion« wirkt beinahe wie eine *contradictio in adiecto*, wie ein grundsätzlicher Widerspruch, letztlich unvereinbar.

Unter dieser Maßgabe werden Kirchen und Religionsgemeinschaften von ihrem jeweiligen Umfeld getrennt. Sie trennen sich aber auch selbst, wenn sie tendenziell von innen nach außen blicken und über »die Anderen« reden, über die kirchlich nicht Gebundenen, die Konfessionslosen, Religionslosen, religiös Indifferenten etc. Dies ist eine Doppelbewegung, die dazu führt, dass Kirchen und Religionsgemeinschaften ihrer Nachbarschaft als etwas Untypisches oder gar Unpassendes gegenüberstehen und nicht als Teil der Nachbarschaft, der Stadt oder der Region markiert werden. Auf diese Weise wird ihr spezifischer Kontext uneigentlich, denn entweder man ist nicht richtig ostdeutsch oder man ist nicht richtig religiös. So etwas wie »ostdeutsche Religion«, die von ihrem nicht-religiös apostrophierten und inszenierten Umfeld (positiv) geprägt ist, erscheint somit als Unmöglichkeit. Jedenfalls steht sie mit ihrer Eigenprägung nicht im Blickfeld, wird als uneigentlich, als Abweichung von einer – so vielleicht gar nicht vorhandenen aber immer mitgesetzten – Norm inszeniert.

3. Erzeugung der Phänomene

Der heute so oder anders repräsentierte »Osten«, das sogenannte »Ostdeutschland« ist trotz aller vorhandenen historischen Bezüge etwas, das wir alle miteinander permanent erzeugen. Dabei geht es allerdings nicht etwa darum, dass irgendjemand in einem irgendwie gedachten Westen sitzt und mit einem Finger auf den Osten zeigt, sondern darum, dass dies eine gemeinsame, eine diskursiv gesamtdeutsche Sicht und Sprechhaltung ist. »Den Osten« gibt es nicht, wir alle machen ihn – unabhängig

8 Vgl. *Manuela Bank-Zillmann/Daniel Cyranka*, Was ist der Osten? in: *Scientia Halensis* 1 (2019), 30 f.

davon, ob wir uns ihm zugehörig fühlen oder uns ihm gegenüber sehen. Dass es den diskursiven Osten als besondere, als exzeptionelle Zone gibt, ist für gesamtdeutsche Debatten aber offensichtlich existenziell wichtig. Wir müssen das als einen Vorgang wahrnehmen, an dem wir alle massiv beteiligt sind, indem wir Homogenität für eine Gegend erzeugen, die inzwischen ein ganzes Land sein soll, dem manchmal sogar ein (neuer) Name gegeben wird, wie in Feuilletons, politischer Öffentlichkeit und auch in Fachdebatten wahrzunehmen ist.⁹

»Ostdeutschland« ist also ein umstrittener Raum. Es geht mir um die Macht von Repräsentationen des sogenannten Ostens in Deutschland und um die Folgen für die Bestimmung dessen, was der diskursive Kontext muslimischen wie christlichen Lebens in diesen Gegenden ist.

4. »Ostdeutsche« Religionen?

Als »typisch ostdeutsch« gilt, wie bereits betont, *keine* Religion zu haben oder auszuüben. Im Hinblick auf die Frage nach Religion und Nicht-Religion erscheinen ostdeutsch konnotierte Leute religionsstatistisch als eine bemerkenswerte und letztlich unbegreifliche Ausnahme. Dies gilt für diejenigen, die als »Ossi«, »Ostler«, »Bürger der ehemaligen DDR« oder seit wenigen Jahren auch quasi ethnifiziert als »Ostdeutsche« positioniert werden oder auch sich selbst so positionieren.

Dies gilt aber ebenso für alle, die dies nicht tun und sich dennoch in diesen Kontexten bewegen, hier leben, in Kirchen oder Moscheen bzw. Gebetsräume gehen, Gemeinden gründen etc. Dies gilt für alle, die im sogenannten Osten religiös aktiv sind. Das betone ich unabhängig von einer Bewertung oder Wertung eines solchen Befundes. Ich will auf etwas anderes hinweisen: Wenn Religionslosigkeit als typisch ostdeutsche Ausnahmeerscheinung repräsentiert wird, dann ist Religion im Osten nach zwei Seiten hin isoliert.

»Ost-Religion« wird wie schon gesagt zu einer *contradictio in adiecto*, zu einem Widerspruch in sich oder zur mehrfachen Ausnahme. Kann es sein, dass die Rede von einem »ostdeutschen Christentum« genau so merkwürdig klingt wie die Rede von »ostdeutschem Islam«? Warum eigentlich? Und mit welchen Folgen für Christen und Kirchen wie auch für Mitglieder anderer Religionsgemeinschaften? Können religiöse Menschen überhaupt wirklich »ostdeutsch« sein? Und wer be-

9 Vgl. dazu als Beispiel den Abschnitt 8 dieses Beitrages (Perspektiven).

stimmt das? Und gilt das nur für Menschen mit einer regional verwurzelten Familiengeschichte oder auch für Zugereiste aus anderen Teilen Deutschlands, Europas und der Welt? Welche Funktionen hat der symbolische Osten als »Ausnahmefall«?

5. »Ostdeutsches Christentum« – »ostdeutscher Islam«?

Wer bestimmt was auf welche Weise als Kontext? Eine postkoloniale Perspektive gibt unter Umständen Hinweise auf unsere üblichen Denkmuster und Redeweisen, die »den Osten« propagieren und produzieren. Ich möchte ein paar Beobachtungen und Überlegungen vorstellen, um mit Ihnen einige Fragen zu diskutieren:

Kann oder darf oder sollte Christentum in sogenannten ostdeutschen Kontexten etwas Eigentliches, Echtes und Authentisches sein? Was zeichnet ein solches »ostdeutsches Christentum« dann aus?

Diese Frage kann auf diesem interreligiösen Forum auch noch einmal anders gestellt werden. Dem Christentum oder dem Islam zugehörnde Gemeinden oder Gruppen sollen gleichermaßen auf ihren konkreten Kontext z. B. in Halle oder in Magdeburg bezogen werden können. Daher wäre zu fragen:

Kann oder darf oder sollte Islam in sogenannten ostdeutschen Kontexten etwas Eigentliches, Echtes und Authentisches sein? Was zeichnet einen solchen »ostdeutschen Islam« dann aus?

Mir geht es mit Blick auf die sich wiederholenden erstaunten oder ertrouten Haltungen zu dem, was als »typisch ostdeutsch« repräsentiert wird, darum, die konkreten Kontexte sehr ernst zu nehmen. So müsste der jeweilige Kontext, also hier die »ostdeutsche« Lebenswelt und ihre dauernde performative öffentliche Erzeugung, genau betrachtet und nicht von vornherein als Ausnahmefall (von welcher Regel?) beschrieben werden. Grundsätzlich ist Folgendes zu beachten: *Der Ausnahmefall sichert den Normalfall, eben weil er eine Ausnahme ist.* Er sichert den Normalfall, indem er das jeweilige Thema regionalisiert und damit fest-schreibt und gewissermaßen »bündigt« – egal, ob es um Religionslosigkeit oder um andere Merkwürdigkeiten geht.

Seit den 1990er Jahren scheint mir ein grundsätzliches Problem bzw. eine gewisse Unklarheit vorzuliegen. Mittel-, ost- und nordostdeutsche Kontexte werden nämlich meistens letztlich im Modus der Uneigentlich-

keit beschrieben. Sie werden als Ausnahmen repräsentiert, als Ausnahmen allerdings von einer empirisch so vermutlich nicht vorhandenen Realität. Das gilt nicht nur für das Thema Religion, das hier aber im Fokus steht. Mit Blick auf dieses Thema heißt das: in Städten wie Hamburg oder Frankfurt am Main finden sich ebenfalls konfessionslose oder nicht-religiöse Mehrheiten. Solche Städte stehen ebenfalls massiv in der Spannung von Religion und Nicht-Religion. Ob das Land Berlin, das statistisch ebenfalls eine nicht-konfessionelle Mehrheit aufweist, interpretatorisch jeweils zum sogenannten Osten gezählt wird, variiert auf interessante Weise. »Osten« und »Westen« sind diskursiv voneinander abhängig (als »Nicht-Westen« *vice versa*). Dass der »Nicht-Westen« in Berlin immer wieder verschwindet, lässt sich häufig ausmachen, denn Berlin ist in der diskursiven Ost-West-Dichotomie ein doppeltes Problem. Es löst starre Annahmen in statistische Bewegungen auf. Statistische Werte dienen dem Ausweis von Trends und der Beschreibung von Situationen. Allerdings wird das Thema Religion bzw. Nicht-Religion in besonderer Weise als »typisch« repräsentiert und vom »Normalfall«, explizit oder implizit, abgesetzt. Fluide Größen wie Berlin sind in dieser Hinsicht kaum einzufangen und werden dementsprechend oft diskursiv aus- oder eben eingeklammert.

6. Kontexte

Christen und auch Muslime stehen im sogenannten Osten zwischen der Andersartigkeit der nichtreligiösen ostdeutschen und der (mehrheitlich) religiösen westdeutschen Nachbarn; beides *nicht* zu sein ist Teil der markierten Identität. Sie stehen zwischen der regionalen Mehrheitskultur und der gesamtdeutschen Mehrheitskultur. Religion, Kultur und Identität erweisen sich hier als engstens miteinander verwoben. Es ist an der Frage nach dem Kontext anzusetzen, die nicht zwischen *Ihr* und *Wir*, zwischen *Euch* und *Uns* trennt, sondern die Gesellschaft in einem tieferen Sinn als gemeinsamen Kontext wahrnimmt und ernstnimmt.

Das bedeutet, Haltungen und Einstellungen zum Thema Religion zu kontextualisieren und im jeweiligen konkreten gesellschaftlichen Zusammenhang ernst zu nehmen. Derartige als »typisch ostdeutsch« ausgewiesene Repräsentationen des Themas »Religion« und damit auch der »Nicht-Religion« lassen sich ungefähr so skizzieren:

- 1) Religion wird im Stile des 19. Jahrhunderts als vorwissenschaftlich angesehen.
- 2) Der Glaube an »Wissenschaft« dominiert; der Ausschluss aus der Welt des wissenschaftlich Relevanten bedeutet ein Ende oder das Ende eines existenziellen Interesses an Religion.
- 3) Das Ende dieses Interesses eliminiert die Ebene des Religiösen aus den Biographien.
- 4) Religion wird vielfach als etwas eher »Westdeutsches« angesehen, als ein seit 1990 staatlich privilegiertes Phänomen, das nach der Wiedervereinigung einen Aufschwung nahm und inzwischen die Diskussion um muslimischen Religionsunterricht einschließt.
- 5) »Typisch ostdeutsch« ist nicht Religion, sondern »Nicht-Religion«.
- 6) Christliche Gemeinden und Gruppen sind genau so wenig »typisch ostdeutsch« wie muslimische.

Wie gehen wir als Christen und als Muslime, als Theologen, Religionssoziologen oder Religionswissenschaftler, kurz: als Experten für das Religiöse mit derartigen Positionierungen um?

Und was ist unser Kontext, wenn wir diese Fragen bedenken?

- 1) Ein Kontext der kulturell-religiösen Hegemonialität von Kirchen und Religionsgemeinschaften wie in Gegenden mit mehrheitlicher Religionszugehörigkeit?
- 2) Oder ein Kontext, in dem Kirchen seit Jahrzehnten Minderheitskirchen sind, die gleichwohl ihre Türen für alle offenhalten wollen?
- 3) Ein Kontext, in dem Muslime als eher kleine Gruppen agieren, die sich nicht in viele Verbände teilen, sondern das Prinzip der einen Moschee an dem einen Ort zu leben versuchen?
- 4) Oder ein Kontext, der beides aufeinander bezieht und dabei ein bestimmtes Verständnis von Normalität als Regel (oder eben als Ausnahme) einschreibt?

In der Redeweise von »typisch ostdeutsch« ist m. E. seit Jahren die Zuschreibung »nicht-religiös« oder »Nicht-Religion« mit enthalten. Die Behauptung erfolgt über die permanent und immer wieder neu erzeugte Sonderidentität, die ja letztlich eine diskursive Positionierung ist, die sich nach wie vor oft als rätselhaft anders gibt oder repräsentiert wird. Und zwar von denen, die ihr rätselnd gegenüberstehen, wie auch von denen, die diese Rätselhaftigkeit als letzten Markenkern, als typisch ostdeutsche Eigenständigkeit behaupten wollen. Religion, Kultur und Identität werden so verschränkt, dass »Nicht-Religion« als uneigentliches Äußeres,

als kulturelle Sonderidentität einer diskursiv exzeptionellen Zone erzeugt wird. (»Der Osten« ist anders.)

7. Kontextuelle Theologien

Wie gehen Christen und Muslime mit diesen diskursiven Positionierungen um? Welche kontextuellen Theologien werden generiert? Nehmen Theologinnen und Theologen, Gemeindeleiter, Imame oder andere Religionsexperten die Kontexte gar nicht wirklich ernst? Behandeln wir als christliche und muslimische Akteure den sogenannten Osten als irgendwie »uneigentlich«? Entweder ist im Osten alles ein bisschen peinlich, unverständlich und hinterher? Oder die Schere zwischen »Normal«-Anspruch und Alltag geht so weit auseinander, dass z. B. ostdeutsche Muslime gegenüber Vertretern aus religiös etablierteren Gegenden letztlich gar keine wahrnehmbare Stimme haben? Trifft das zu?

Was typisch ostdeutsch ist, wird jeden Tag neu und öffentlich ausgehandelt, in Diskussionen und medialen Repräsentationen, in politischem wie kulturellem Handeln. Es geht mir, wie gesagt, um Voraussetzungen des Themas »Nicht-Religion« (*Atheismus und Konfessionsfreiheit*) und darum, wie wir die Themen der Religion respektive der Religionen darauf beziehen. Einige dieser Voraussetzungen sichtbar zu machen, war Anliegen dieses Beitrages. Neue Voraussetzungen zu ermöglichen, wäre ein Wunsch für eine offene Betrachtung religiöser Landschaften. Vielleicht gelingt es dann, »ostdeutsche« Religionskulturen zu beschreiben, ohne einen Maßstab anzulegen, der sie notwendigerweise als ebenso defizitär erscheinen lässt wie die Produktivitätsraten oder Beschäftigungsquoten im Ost-West-Vergleich. Vielleicht gelingt es, Gegenden, die seit Jahrzehnten von massiver Emigration und eher geringer und spezifischer Immigration geprägt sind, Eigendynamiken zuzugestehen, die nicht an einem hypothetischen »Normalfall« taxonomiert werden, der entlang der alten Grenze zwischen der ersten und der zweiten Welt generiert wird. Städte wie Halle und Braunschweig, Hagen oder Magdeburg werden dann vergleichbar, wenn man ihre Eigendynamiken wahrnimmt und an ihnen versucht, Normen zu gewinnen, die einen Zustand beschreiben, bevor sie ihn interpretieren. Religiöse und religionskulturelle Veränderungsprozesse sind subtiler, als die abgelebte Säkularisierungsthese es nahelegt. Dies ist religionswissenschaftlich zu beachten.

Theologisch gewendet bedeutet das, sich nicht von suprahistorischen Normierungen leiten zu lassen. Religion ist kein Selbstzweck, Religions-

gemeinschaften und Kirchen sollten es ebenso wenig sein. Es gilt für die Kirchen und Religionsgemeinschaften, Aufgaben in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation wahrzunehmen und anzunehmen, die nicht der Organisation selbst, sondern den Menschen und der Gesellschaft dienen. Auf diese Weise solidarisieren sich religiöse mit anderen gesellschaftlichen Bewegungen.

Kann, darf oder sollte es – aus diesem Blickwinkel betrachtet – so etwas wie einen »ostdeutschen Islam« geben. Gibt es ihn bereits? Bemerkt oder unbemerkt? Beachtet oder unbeachtet?

Darüber sollte man ins Gespräch kommen. Diese Anregung möchte ich als Religionswissenschaftler und als christlicher Theologe geben. Wir scheinen es mit Debatten zu tun zu haben, die auf mich wie Gleichungen mit mehreren Unbekannten wirken. Religion, Christentum, Islam, Deutschland, Ostdeutschland, Westdeutschland – all das sind diskursive Markierungen, die nicht klar sind. Dennoch beschreiben sie nicht nur etwas ihnen Externes, sondern erzeugen damit zugleich auch das Beschriebene. Die derzeit schätzungsweise 20.000 Muslime, die z. B. in Sachsen-Anhalt leben, haben Anspruch auf ihre eigenen, lebendigen Formen, wie Christen aller Konfessionen dies auch haben. Sobald es muslimisches Leben vor Ort gibt, findet auch islamische Theologie statt. Wie wird der Ort beschrieben, markiert und repräsentiert, an dem Moscheegemeinden in Halle oder Magdeburg leben? Als eigentlich? Oder eher als uneigentlich? Von welcher Norm aus wird taxonomiert? Welche neuen Formen und Verbindungen muslimischen Lebens werden sichtbar oder eben auch unsichtbar gemacht?

8. Perspektiven

Kurz nach dem Workshop in Stuttgart erschien der erste Teil einer Studie, die – zumindest für kurze Zeit – viel öffentliche Aufmerksamkeit erregte.¹⁰ Sie wurde am Deutschen Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung in Berlin erarbeitet, das vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend gefördert wird. Unter dem Titel: »Ost-

10 Naika Foroutan u. a., Ost-Migrantische Analogien I. Konkurrenz um Anerkennung, DeZIM-Institut Berlin 2019, online: https://www.dezim-institut.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Ost-Migrantische_Analogien/Ost_Mig_Booklet_A4.pdf (Abruf 13.08.2019).

Migrantische Analogien I« publizierten *Naika Foroutan, Frank Kalter, Coşkun Canan* und *Mara Simon* unter Mitarbeit von *Daniel Kubiak* und *Sabrina Zajak* einen Vergleich zwischen »Ostdeutschen« und »Muslimen« in Deutschland. Es geht um soziale, kulturelle und identifikative Abwertung.

An dieser Studie, die hier nur erwähnt werden soll, fallen mir zwei Dinge besonders auf: *Erstens* die vorausgesetzte Trennung dreier Gruppen und *zweitens* die Perspektive. Vorausschicken möchte ich, dass ich diese Studie für einen enorm wichtigen Diskussionsbeitrag halte. Doch mich interessiert in unserem Zusammenhang etwas anderes.

1) Die grundsätzliche *Trennung* der Zuschreibungen muslimisch und ostdeutsch: Es handelt sich in der Perspektive der Studie hier logisch um zwei Entitäten, die als getrennt und konkurrierend beschrieben werden und die, das ist noch wichtiger, durch die teilweise Behauptung und teilweise Bestreitung ihrer Ähnlichkeit manifestiert werden. Überlappungen oder Überschneidungen sind praktisch ausgeschlossen. Muslimisch zu sein kann hier mit dem Attribut ostdeutsch nicht korrelieren, sondern nur konkurrieren. Von diesen beiden Konkurrenten wird nun eine dritte Größe abgegrenzt: Westen. Westen bedeutet somit nicht-muslimisch und nicht-ostdeutsch. In der grundsätzlichen Anlage der Studie ist diese dritte Größe aber kein Untersuchungsgegenstand, sondern etwas Gegebenes und markiert – oder besetzt – die Position des Normalfalls.

Wenn von der Perspektive dieses Normalfalles aus taxonomiert wird, dann sind Muslime als Muslime hinreichend markiert, egal ob sie im Westen oder Osten Deutschlands leben. Das gilt in ähnlicher Weise für »Ossis« oder »Ostdeutsche«, die als solche hinreichend markiert sind, egal wo in Deutschland sie leben und unabhängig davon, ob sie sich als religiös positionieren. Die zugeschriebene Ost-Identität überlagert die Komponente Religion. Für Muslime scheint das Gegenteil zu gelten: Die muslimische Identität überlagert die Komponente Osten und damit ist diese Komponente diskursiv nicht existent, nicht besprechenswert. Genau das signalisierten mir muslimische Gesprächspartner in Stuttgart wie auch zuvor bereits in Halle: Muslime in »Ostdeutschland« kommen in den gesamtdeutschen Debatten nicht vor. Gemeinden und Verbände sind zu klein bzw. gar nicht vorhanden. Die ethnisch in Jahrzehnten getrennt entwickelten muslimischen BRD-Vereins-Kulturen werden somit in Halle, Magdeburg und andernorts nicht ohne weiteres abgebildet. Sie markieren vielmehr einen eigenen, man könnte sagen »ostdeutschen«

Kontext. Dieser spielt aber, wie gesagt, bisher in den gesamtdeutschen Debatten keine Rolle.

Interessant ist nun, zu fragen, welche Gemeindestrukturen, welche Theologien sich unter diesen Umständen herausgebildet haben und noch herausbilden – z. B. das Prinzip der einen Moschee in der einen Stadt, das im Unterschied zur ethnischen und verbandsmäßigen Zergliederung muslimischer Gemeinschaften in anderen Teilen Deutschlands zu anderer Praxis, zu anderem Umgang und also auch zu anderen theologischen Faktoren und damit zu anderen kontextuellen Theologien führt.¹¹

Vielleicht gibt es so etwas wie kontextuelle Theologie im christlichen und im muslimischen Rahmen in Städten und Gemeinden Sachsen-Anhalts, Mecklenburg-Vorpommerns und andernorts, die man nicht einfach homogenisierend und ethnifizierend als »ostdeutsch«, aber dennoch als eigengeprägt, konkret und lebendig beschreiben kann? Vielleicht steht die andauernde Inszenierung »Ostdeutschlands« dem freien Blick auf diese religiös-gesellschaftlichen Entwicklungen im Wege?

2) Die *Perspektive*: Die eingenommene Perspektive *auf* den Osten ist keine Ost-Perspektive aber auch keine wirklich offengelegte Position. Mir scheint, dass der analytische Blickwinkel nicht wirklich geklärt ist. Die Studie inszeniert drei Gruppen, von denen zwei untersucht und miteinander verglichen werden. Die dritte Gruppe erscheint als fraglos. Die Gesprächspartner werden zwar nach Ost-West aufgeteilt (Was heißt das genau? Herkunft? Wohnort? Selbstpositionierung?). Gleichzeitig wird aber die Perspektive der diskursiv hegemonialen dritten Gruppe eingenommen. Der Untertitel der Studie lautet »Konkurrenz um Anerkennung«: Zwei gesellschaftliche Gruppen konkurrieren also um Anerken-

11 Im April 2020 wird im Anschluss an das Projekt »Muslime in Sachsen« am Orientalischen Institut der Universität Leipzig eine Forschungswerkstatt zum Thema »Muslimisches Leben in den neuen Bundesländern« stattfinden. Hier sollen Fragen nach Gemeindestruktur, Gemeindeleben, demographische Perspektiven etc. bearbeitet werden. Zielgruppe sind Nachwuchswissenschaftler (vgl. den Call for Papers: https://www.orient.uni-leipzig.de/index.php?eID=tx_nawsecuredl&u=0&g=0&t=1569352604&hash=9cc6e9162c3d5d54ade7163f192952b2c0064da5&file=fileadmin/project_data/Aktuelles/2019/CfP_muslimisches_Leben_in_den_neuen_Bundesla_ndern_Forschungswerkstatt_OIL.pdf; Abruf 14.08.2019). Eine Onlineplattform des Leipziger Zentrums für Europäische und Orientalische Kultur e.V., die einige Informationen zu diesem Thema enthält, findet sich unter: https://www.muslimisch-in-ostdeutschland.de/regionale-informationen/muslim_innen-in-ostdeutschland/ (Abruf 14.08.2019).

nung durch eine fraglos als gegeben inszenierte dritte Gruppe. Der Regionalität, Verwobenheit und Diversität in Deutschland wird man m. E. durch solche schließenden Gruppeninszenierungen nicht gerecht. Hier gilt es, Perspektivwechsel zu ermöglichen, um die Gemeinsamkeiten diverser gesellschaftlicher Milieus und Akteure nicht aus dem Blick zu verlieren, die durch fraglos re-inszenierte Gruppenidentitäten überlagert sind. (Dies ist kein Kommentar zu der besprochenen Studie selbst, sondern zu der ihr zugrundeliegenden diskursiven Praxis in Deutschland in den letzten 30 Jahren.) Auf der Ebene öffentlicher gesellschaftlicher Kommunikation ist diese diskursive Praxis leicht zu entdecken und gut zu beschreiben. Darauf möchte ich aufmerksam machen. Diese diskursive Praxis überlagert bzw. imprägniert allerdings die konkreten Kontexte und verhindert den diskursiven Spielraum für konkrete, für kontextuelle Theologien.

9. Schluss

Religion ist konkret, denn Religionen sind konkret. Wenn »Religion« nicht »an und für sich« existiert, sondern jede religiöse Gruppe, jede Religionsgemeinschaft oder Kirche notwendigerweise in einem jeweils konkreten Kontext lebt, mit dem sie verwoben ist, dann lässt sich an dieser Kontextualität von Religionen und Theologien eigentlich nicht vorbeisehen. Dann gibt es ausgesprochen oder verschwiegen, explizit oder implizit nicht nur »ostdeutsches« Christentum sondern auch »ostdeutschen« Islam.¹² Diese Konkretionen und ihre diskursiven Verwobenheiten gilt es sichtbar zu machen, um die gemeinsamen Bezüge auch im christlich-islamischen Gespräch für die Theologien offenlegen zu können. Deutschland befindet sich zwischen Ost und West und hat gleichzeitig an beidem Anteil. Man könnte davon sprechen, dass Deutschland eine Verwobenheit von sogenannter *Erster und* (selten so genannter) *Zweiter Welt* aufweist. Deutschland befindet sich im »Dazwischen« und ist gleichzeitig in dieser Hinsicht »Verwobenheit«. Diese zeigt sich dann, wenn man es konsequent – oder wenigstens einmal probierhalber – zulässt, dass die Rede von »typisch ostdeutsch« so etwas wie ostdeutschen Islam und ostdeutsches Christentum beinhaltet. Die Vielfalt der hier zu be-

12 Die Literatur zu diesem Thema ist bisher äußerst spärlich; vgl. aber *Marie Hakenberg/Verena Klemm* (Hg.), *Muslimen in Sachsen. Geschichte, Fakten, Lebenswelten*, Leipzig 2016.

obachtenden Erscheinungen und ihre mehrfachen Verwobenheiten über das sogenannte Ostdeutschland hinaus könnten eine doppelte Chance bieten: Einerseits konkrete, kontextuelle Theologien zu entwerfen und andererseits weder von der vermeintlich ganz anderen Nachbarschaft noch von anderen Gegenden Deutschlands und der Welt zu isolieren und damit *neben* und *mit* Stimmen »ostdeutscher« Christen auch Stimmen »ostdeutscher« Muslime hörbar zu machen.

Das halte ich für einen spannenden und wichtigen Versuch, der im Gespräch zwischen Christen und Muslimen seinen Platz bekommen sollte. Darum habe ich die »Ost-Debatte« hier einmal als Bestandteil gesamtdeutscher Identitätsmarkierungen zu skizzieren versucht. Sie ist einer von vielen wichtigen deutschsprachigen Kontexten und hat eine besondere Funktion für die diskursive Bewältigung des Themas »Atheismus und Konfessionsfreiheit«, das andere Momente völlig überlagert.